

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Robert Bloch
Nacht der Schrecken

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Nacht der Schrecken	5
Das Meisterwerk	99
Ist Betsy Blake noch am Leben?	104
Die Kur	126
Schlußvorstellung	135
Die große Schau	149

Nacht der Schrecken

In der Dunkelheit des Schlafzimmers verharrte Howard Trent, die blicklosen Augen auf einen Punkt gerichtet, den er nicht sehen konnte. Sein vierschrötiger Körper lehnte schwer auf dem weißen Stock, den er wie eine Waffe mit der rechten Hand umklammert hielt. Das Zimmer war ein Meer von Feindseligkeit. Er fühlte sich fremd in seinem eigenen Haus. Er bewegte sich auf das Bett zu. Tap tap tap – vorsichtig ertastete er sich mit seinem weißen Stock den Weg über den glatten Parkettfußboden. Das Mondlicht, das durch einen halbgeöffneten Vorhang fiel, beleuchtete sein zornbleiches Gesicht. Das Gesicht eines Blinden. In seinen Augen war kein Ausdruck. Aber sein Mund war zu einer wütenden Grimasse verzerrt.

Das hohe, dunkel getäfelte Zimmer mit den schweren, altertümlichen Möbeln machte einen düsteren Eindruck. Howard Trent wußte genau, wo sich jedes einzelne Möbelstück befand. Auch das große französische Bett, in dem seine Frau jetzt schlief. Er konnte die leisen Geräusche ihrer Gegenwart hören. Tap tap tap . . .

Ein Teppich dämpfte den Aufschlag des Stocks, und Howard wußte, wo er war: vor dem Nachttisch. Die beiden Fenster waren zur Linken und hinter ihm. Und dort auf dem Bett lag die Frau, die die Welt als Irene Trent kannte.

Aber die Welt wußte nicht alles. Die Welt ahnte nicht, daß Irene Trent Nacht für Nacht von einem Liebhaber träumte; von einem leidenschaftlichen, zärtlichen Liebhaber, der . . .

Auch jetzt träumte Irene. Er konnte fühlen, wie sie sich auf die Seite legte und sich in das Kissen kuschelte – er erinnerte sich dieser Bewegung aus der Zeit, da er noch Augen gehabt hatte, sie zu sehen und sich an ihr zu freuen. Jetzt blieb ihm nur der Sturm der Erinnerungen und unerfüllter Begier-

den.

Er beugte sich über das Bett, schwer auf seinen Stock gestützt. Mit angehaltenem Atem horchte er auf das leise Gemurmel der Schlafenden, versuchte die Worte zu verstehen. Würden sie den dunklen Verdacht, der ihn seit zwei Monaten Tag und Nacht quälte, zur Gewißheit werden lassen?

»Oh – Liebling –, halt mich fest . . .«

Da! Wieder diese Worte, die ihn wie Peitschenhiebe trafen.

»Halt mich fest – Liebling –, ich liebe dich . . .«

Howard Trents Hand krampfte sich um den Knauf seines Stocks.

»Liebling – ja – ja –, ich liebe dich . . .«

Zitternd vor Zorn und Schmerz hob er den Stock, als wollte er sie erschlagen. Die schlaftrunken gemurmelten Worte bohrten sich wie Nägel in sein Fleisch.

»Liebling – ja – ja – ich liebe dich . . .«

Er wandte sich ab. In seinen Ohren brauste das Blut wie sturmgepeitschte Brandung und übertönte das Gemurmel.

Dann hörte sie auf zu reden. Nur ein verzückter Seufzer stieg noch von dem Bett auf. Wie aus weiter Ferne hörte Howard die Haustürklingel anschlagen.

Leise verließ er das Zimmer, tastete sich mit seinem weißen Stock über den Korridor und die Treppe zur Halle hinunter. Ein böses Lächeln spielte um seinen Mund. Ein Lächeln, das die dunklen Schatten des Hauses noch zu vertiefen schien.

Es gab dem Blinden ein bitteres Gefühl der Überlegenheit, Barry Morland gelassen und in der Maske des Ahnungslosen in seinem Haus zu empfangen. Er war fest überzeugt, daß es niemand anders als Barry Morland war, von dem seine treulose Frau Nacht für Nacht träumte.

Aber er würde ihnen allen zeigen, daß er nicht so blind war, wie sie glaubten!

»Guten Abend, Barry. Einen kleinen Brandy?«

Howard Trent betrat sein Arbeitszimmer und ging mit nachtwandlerischer Sicherheit auf die Hausbar zu, die sich zwischen dem hohen Bücherregal und der Südecke des Zimmers befand.

»Nein, danke.«

Barry Morland erhob sich von dem kakaobraunen Sofa hinter dem Mahagonitisch mit der eingelassenen Glasplatte. Es irritierte ihn etwas, den Blinden zu beobachten, der sich so sicher in seiner gewohnten Umgebung bewegte, als sähe er besser als jeder andere. »Im Augenblick bin ich Abstinenzler. Habe einige schwierige Fälle und brauche einen klaren Kopf.«

»Wie Sie wollen.«

Ohne das geringste Zeichen von Unsicherheit ergriff Howard Trent Glas und Flasche und goß sich selbst einen Scotch on the rocks ein. In der Zwischenzeit sah Barry sich ein wenig in Trents Arbeitszimmer um, dessen eigenwillige Atmosphäre ihn immer wieder fesselte.

Es war ein großer, hoher Raum mit schweren, dunklen Möbeln im Geschmack des vorigen Jahrhunderts. Und doch mit der modernsten Stereo-Anlage versehen, die es zur Zeit gab. Der größte Teil der Bücherregale enthielt Schallplatten, Tonbänder und Zubehör. Von dem großen Plattenspieler führten dünne Drähte zu den Lautsprechern in den beiden entferntesten Ecken des Zimmers.

»Ich hätte Ihnen doch einschenken können . . .«, bemerkte Barry.

»Noch bin ich nicht ganz hilflos!« antwortete Howard Trent mit unerwarteter Heftigkeit. Dann lächelte er wieder sein maskenhaftes Lächeln und ging ruhigen, sicheren Schritts auf seinen Besucher zu.

»Wie sehen Sie aus, Barry?« fragte er und stellte sich dicht vor ihn hin.

»Wie meinen Sie das?«

Howards blinde Augen schienen ihn anzustarren.

»Ich würde sagen: Sie sind groß, vielleicht einssechsendachtzig, haben blaue Augen, schwarzes Haar – Sie sehen gut aus, wirken sehr anziehend auf Frauen. Habe ich recht?«

Die Beschreibung stimmte aufs Haar. Barry Morland lächelte etwas unbehaglich.

»Haben Sie mich deshalb herkommen lassen, um mir das zu sagen? Sie wollten mich heute abend sehen . . .«

Howard machte eine rasche Handbewegung.

»Sie vergessen, daß ich Sie nicht sehen kann.«

»Verzeihen Sie – eine dumme Redensart«, meinte Barry.

»Ich wollte Sie sprechen, ja. Setzen Sie sich.«

Howard ging zielsicher auf das Tonbandgerät zu und begann, daran zu arbeiten. Barry beobachtete ihn mit wachsendem Unbehagen.

»Sie sind ein romantischer Bursche, Barry«, fuhr Howard fort.

»Ich wette, das wird Ihnen gefallen.«

»Was denn?«

»Hören Sie nur.«

Geschickt hatte Howard ein Tonband aufgelegt und drückte auf eine Taste. Aus den Lautsprechern kam eine Frauenstimme, erschreckend klar und natürlich:

». . . wo bist du, Liebling? Ich weiß, daß du da bist – laß mich deine Hand berühren – ich fühle deine Nähe – immer – o Liebling, ich liebe dich so! Verlaß mich nie . . .«

Es war die Stimme Irene Trents.

Howard stellte das Gerät nicht ab. Die leisen, von Leidenschaft durchbebten Worte füllten den Raum. Howards Gesicht zeigte keine Empfindung. Seine blinden Augen starrten ins Leere.

»Ich mußte mir eine neue Welt schaffen, Barry. Eine Welt der Töne. Das ist Irenes Stimme – ich bin sicher, daß Sie sie erkannt haben.«

Barry horchte noch immer auf die leise Stimme im Hintergrund. »Es klingt, als spräche sie im Schlaf.«

»Stimmt.« Howard drückte plötzlich auf eine andere Taste, und die Stimme verstummte jäh.

»Ich hatte das Gerät im Schlafzimmer versteckt. Ich nehme alles auf Band auf. Auch unser Gespräch vorhin – wollen Sie es hören?«

»Nein danke, ich glaube Ihnen auch so. Und ich weiß, wie meine Stimme klingt.«

Eine gespannte Stille trat ein. Barry wußte nicht, was er sagen sollte.

Aber Howard Trent brach das Schweigen. Er starrte Barry an, als könnte er ihn sehen. »Rührend, nicht? Von wem meine Frau wohl träumt? Ist er groß – etwa einssechsdachtzig

groß? Blauäugig, schwarzhaarig, gutaussehend? Ein Mann, der auf Frauen wirkt? Was meinen Sie, Barry?»

Der sonst so gewandte, selbstsichere Barry fühlte sich unsicher. »Könnte es nicht sein, daß sie nur einfach träumt?« wandte er ein.

»Den gleichen Traum? Nacht für Nacht?« Howard Trent lachte höhnisch auf.

Darauf wußte Barry keine Antwort.

Mit einem tückischen Lächeln wandte Howard sich wieder der Bar zu. »Trinken Sie mit mir, Barry.« Er goß diesmal zwei Gläser voll, ebenso geschickt und rasch wie zuvor. Dann ging er auf Barry Morland zu und reichte ihm ein Glas. »Auf Ihr Wohl, Barry. Und auf meines.«

Keiner der beiden hatte bemerkt, daß die Tür sich einen Spalt breit geöffnet hatte. Irene Trent stand auf der Schwelle, die schlanke Gestalt in einen seidenen Hausmantel gehüllt, und lauschte gespannt. Sie stand im Schatten, jeder Muskel und jeder Nerv ihres Körpers gespannte Erwartung.

»Ich glaube, meine Frau hat ein Verhältnis mit einem anderen Mann«, stellte Howard Trent sachlich fest.

»Aber das ist doch nicht möglich. Wie sollte das zugehen? Irene geht nie aus dem Haus!«

»Dann muß es jemand sein, der hierherkommt.«

Lautlos zog Irene Trent sich zurück und schloß die Tür.

Barry schüttelte den Kopf. Es gehörte zu seinem Beruf als Rechtsanwalt, Tatsachen und Beweise sorgfältig abzuwägen.

»Sie empfangen keine Gäste, Trent. Niemand besucht Sie je. Außer . . .«

»Ja? Fahren Sie doch fort, Barry!«

»Moment mal! Sie meinen doch nicht . . .«, entfuhr es Barry. Er ertappte sich dabei, daß er errötete – vor diesem Blinden, der es doch nicht sehen konnte. »Ich bitte Sie, Trent! Ich kenne Ihre Frau kaum. Ich habe sie doch nur ein paarmal gesehen!«

»Sie scheinen sie trotzdem ganz gut zu kennen. Gerade vorhin haben Sie sie bei ihrem Vornamen genannt.«

»Verzeihen Sie«, sagte Barry steif. »Ich weiß von Mrs. Trent

nichts weiter, als daß sie eine sehr charmante Frau ist und nur um Ihr Wohl besorgt zu sein scheint.«

»Scheint!« wiederholte Trent mit höhnischer Betonung. »Eine Floskel, wie man sie nur von einem Rechtsanwalt erwarten kann. Sie haben doch eben gehört, was ich Nacht für Nacht zu hören bekomme. Träumt sie wirklich nur? Oder ist da ein anderer Mann? Das müßten wir herausfinden, nicht wahr, Barry?«

Howard stürzte seinen Whisky mit einem Zug hinunter – das einzige äußere Zeichen seiner Erregung. Dann zuckte er die Achseln und ging auf die Tür zu.

Barry eilte ihm nach.

»Mr. Trent, ich weiß gar nicht, was ich Ihnen sagen soll. Ich bin überzeugt, daß Sie sich irren. Ich verstehe Ihre Erregung, aber . . .«

»Ich habe jetzt zu tun, Barry. Eine wichtige Arbeit. Sie verstehen?«

Entlassung also. Da ist Ihr Hut, dort die Tür.

Resigniert trat Barry durch die Tür, die der Blinde für ihn offenhielt, und durchquerte die Halle. Hinter sich hörte er das entnervende Tap tap tap des Stockes, mit dem der Blinde ihm folgte. Ein seltsames Geräusch füllte die dämmrige Halle: das Ticken der zahllosen Uhren, die in allen Ecken und Winkeln des Trentschen Hauses hingen oder standen. Eine unheimliche Symphonie.

Bekommen ging Barry auf die Treppe zu. Er fühlte förmlich das Starren der blinden Augen hinter sich, die sich in seinen ungeschützten Rücken zu bohren schienen, und schauderte unwillkürlich.

»Sie und ich, wir haben keine Geheimnisse voreinander, wie, Barry?«

»Ich hoffe nein.«

»Sie sind nicht nur mein Anwalt, Sie sind auch mein Freund. Ich vertraue Ihnen, Barry. Wie ich meiner Frau vertraue.«

Sie hatten den breiten Treppenabsatz der Halle erreicht. Von hier aus führte eine Treppe zur Haustür hinunter, die andere hinauf zum Obergeschoß. Über eine schmale Wendeltreppe konnte man zu dem Zwischenstock gelangen, in dem sich Ho-

ward Trents Laboratorium befand.

Howard legte seinem Gast flüchtig die Hand auf die Schulter.

»Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder. Eine Redensart . . .«

Barry verabschiedete sich. Er sah Howard Trent nach, der die Wendeltreppe hinaufstieg, wobei er sich mit einer Hand auf das schmiedeeiserne Geländer stützte. Der Treppenläufer dämpfte den Aufschlag des Stocks auf jeder Stufe. Oben öffnete Trent die graue Stahltür, die tief in die Wand eingelassen war und zu seinem Laboratorium führte. Trent hatte sich schon immer mit chemischen Experimenten beschäftigt, und eines hatte ihn das Augenlicht gekostet – ein kurzer und schrecklicher Unfall. Eine Gasexplosion. Barry erinnerte sich des Unglücks, während er zusah, wie Trent einen großen Messingschlüssel aus der Tasche seiner Hausjacke holte und aufschloß. Dann fiel die Stahltür mit einem scharfen Klicken hinter ihm ins Schloß.

Kopfschüttelnd stieg Barry die Treppe hinunter. Er fühlte sich außerstande, diesen unberechenbaren Mann zu durchschauen. Dachte und empfand Trent anders als andere Menschen, weil er blind war?

Barry ging vorsichtig, denn im Dunkel der Halle konnte er die Stufen kaum sehen. Wieder faszinierte ihn das Ticken der unzähligen Uhren. Es gab vieles in diesem Haus, was ihn faszinierte. Besonders aber waren es die Uhren, die es mit einem seltsam geheimnisvollen Leben erfüllten. Alle Wände waren voll von ihnen. Es gab jede erdenkliche Art von Chronometern, und alle gingen auf die Minute genau. Uhren waren Trents Leidenschaft.

Da gab es eine wuchtige Standuhr aus Großvaters Zeiten, mindestens zwei Meter hoch. Eine große Wanduhr mit weit schwingendem Pendel. Eine alte Kuckucksuhr neben einer kostbaren französischen Rokokouhr, auf der sich vergoldete Tauben und Amoretten drehten. Neben der Treppe hatte ein plumper Schiffschronometer seinen Platz. An den Wänden hingen Uhren mit Leuchtziffern, Uhren mit Punkten statt Zahlen, runde, viereckige, eiförmige Uhren aller Größen. Es war eine Welt von Uhren. Das tickte und schnurrte, rasselte und wisperte. Es war, als hörte man, wie die Zeit davonlief.

Howard Trent war reich.
Howard Trent war blind.
Howard Trent war ein Uhrennarr.
Howard Trent war sehr eifersüchtig.
Was war er sonst noch?

Während Barry Morland auf den Ausgang zuing, schienen groteske Schatten von überallher nach ihm zu greifen. Sie wurden durch die raffinierte Verteilung von Tisch- und Stehlampen hervorgerufen, die in verborgenen Nischen und Ecken untergebracht waren. Auch das Sammeln von Lampen war einer von Trents Ticks. Er hatte viele Marotten. Aber die Verwaltung von Trents Vermögen war Barry Morlands einträglichster Job.

»Barry!« – Er fuhr herum.

Eine Tür am anderen Ende der Halle stand offen. Im Gegenlicht, das durch das hohe Viereck des Rahmens fiel, hob sich eine schlanke Gestalt ab. Ihr Gesicht war im Schatten. Aber er wußte, wer das war.

»Hier herein«, flüsterte Irene Trent fieberhaft. »Ich muß mit Ihnen sprechen!«

Das Raunen der Uhren untermalte die Worte mit mystischer Musik, unterstrich ihre Dringlichkeit.

Barry Morland ging auf die Tür zu.

Es war das Wohnzimmer der Trents, in dem die seltsame Begegnung stattfand. Auch dies war ein hoher Raum, in dunklen Farben gehalten. Auch hier herrschte gedämpftes Licht, bizarre Schatten an den getäfelten Wänden. Die Einrichtung war teuer und luxuriös, aber im Geschmack längst vergangener Zeiten gehalten, an dem Howard Trent hartnäckig festhielt. Ein Raum, der von kühler Strenge geprägt war. Das Ticken der Uhren drang nicht bis hierher, und die plötzliche Stille verstärkte noch den Eindruck von Kälte und Unpersönlichkeit. Selbst die Schönheit Irene Trents konnte diesen Eindruck nicht mildern.

Barry Morland betrachtete sie verstohlen.

Sie war wirklich sehr schön. Eine große, schlanke Frau, mit einer ungemein reizvollen Figur. Aber es war das schmale Ge-

sicht mit den feinen, ausdrucksvollen Zügen, das den Blick fesselte. Vor allem ihre großen, klugen und wachen Augen. Ihre Haltung war geradezu königlich.

Sie hatte sich inzwischen angekleidet und den seidenen Hausmantel mit einem knappen, eleganten, zweiteiligen Kostüm vertauscht. Die silberblonden Locken waren achtlos zurückgestrichen.

»Nervös?« fragte sie leise. Mit einer Handbewegung bot sie ihm Platz an.

Er zögerte und musterte sie unsicher. Was ging in einer solchen Frau vor, die, jung und schön, in der Welt eines blinden Mannes gefangen war? Aber sie wirkte durchaus nicht wie ein Opfer, sondern kühl und beherrscht.

»Warum setzen Sie sich nicht?«

»Es ist spät«, meinte er verlegen.

»Später als Sie denken.«

Widerstrebend setzte er sich in den tiefen Sessel neben dem eingelegten Marmortisch. Sie ging unruhig im Zimmer hin und her wie ein Panther, und er beobachtete sie erwartungsvoll. Dann öffnete sie ein silbernes Kästchen und bot ihm eine Zigarette an.

»Barry«, begann sie plötzlich. »Ich danke Ihnen, daß Sie ihm nichts gesagt haben, als ich an der Tür horchte.«

»Haben Sie gehorcht? Ich habe es nicht bemerkt.«

»Ich glaube doch. Aber lassen wir das. Mein Mann ist krank. Ich nehme an, das ist Ihnen nach Ihrem heutigen Gespräch mit ihm klargeworden. Sehr krank. Wir werden danach handeln müssen.« Barry Morland lächelte gezwungen.

»Meine Aufgabe ist es, seine rechtlichen Interessen zu vertreten, Mrs. Trent.«

»Und er bezahlt Sie gut dafür, nicht wahr?« Ihre Augen blitzten.

Sie maßten einander fast abschätzend. Eine Sekunde lang war Barry durch ihren sachlichen Ton aus der Fassung geraten. Aber er war Anwalt. Er wußte zu parieren.

»Ja, Mrs. Trent. Sie haben einen sehr reichen Mann geheiratet.«

Sie stieß den Rauch ihrer Zigarette durch die halbgeöffneten

Lippen.

»Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß Geld nicht der Grund war?«

»Nein, das glaube ich Ihnen nicht.«

»Dann glauben Sie, was Sie wollen.«

Sie zuckte die Achseln und setzte sich auf den langen Diwan, der ins Zimmer ragte. Seine Anspielung schien sie völlig kaltzulassen. Eine starke, eigenwillige Persönlichkeit, dachte er. Er betrachtete sie mit neuer Bewunderung.

»Sie sind Rechtsanwalt«, fuhr sie ruhig, aber mit einem Unterton zorniger Erregung fort. »Wo ist Ihr Beweis, Mr. Morland? Wollen Sie mich des Ehebruchs anklagen, nur weil ich im Schlaf rede?«

Er beugte sich vor und drückte die Zigarette in dem Aschenbecher auf dem Marmortisch aus.

»Wer ist der andere Mann, Mrs. Trent?«

Sie schlug ein Bein über das andere und lachte plötzlich auf. Ein tiefes, kehliges Lachen. Ihre Beine waren makellos.

»Wissen Sie das nicht? Er hat es Ihnen doch selbst gesagt. Sie, Barry. Sie sind der andere Mann. Wir beide haben eine Lieb-schaft miteinander.«

Er machte eine Bewegung, als wollte er aufstehen.

»Das ist doch lächerlich, Mrs. Trent!«

»Finden Sie? Trent findet das nicht. Er weiß, daß Sie der einzige Mann sind, der hierherkommt. Der einzige Mann, den ich je sehe.« Sie sah sich im Zimmer um, wie in einem Käfig. Ihr Spott klang bitter. »Ist es nicht romantisch? Wir sind hier – ganz allein, spät nachts . . .« Die Arme auf der Seitenlehne des Diwans, beugte sie sich zu ihm hinüber. »Wollen wir uns nicht küssen, Liebling?«

Barry war verwirrt und wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Ihm war klar, daß Irene Trents Ironie nur ihrer Verzweiflung entsprang. Aber es fiel ihm schwer, die richtige Antwort darauf zu finden.

Sie schien seine Verlegenheit zu spüren und ließ den spöttischen Ton fallen.

»Tut mir leid. Aber Sie müssen meine Lage verstehen. So denkt mein Mann von mir. Alles, was ich tue oder sage, ist